



Horst Ziegert

# Gereimtes aus dem Alltag

mit Zeichnungen von Helmut Seifried



## Der Reißverschluss

Sar manchem macht er viel Verdruß,  
so ein verklemmter Reißverschluss.  
Er ist heut als die große Masche  
an jeder Hose, jeder Tasche.

Schon an der Grenze, da geht's los,  
der Zöllner schaut und sagt dann bloß:  
„Ach bitt'schön ham's was zu verzollen?  
Wann's mal des Tascherl öffnen wollen!“

Oh mei, es klemmt der Reißverschluss,  
und dann kommt das, was kommen muß,  
man ruckt und zerrt, doch wie zum Pöffen,  
die Tasche bleibt vorerst verschlossen.

Der zünft'ge Wandersmann geht nur  
gut ausgerüstet zur Natur.  
Als kleines Päckchen, gut gefaltet,  
der Regenumhang sich gestaltet.

Als er den Blick zum Himmel richtet,  
die Regenwolke sich verdichtet,  
schon fällt der Regen, ei der Daus,  
jetzt schnell den Regenumhang raus.

Schon wieder hält er ihn in Schach,  
der Reißverschluss, er gibt nicht nach,  
und als es endlich ihm gelungen,  
da ist der Regen längst verklungen.

Manch einer geht mit frohem Sinn  
durch Wald und Flur so vor sich hin.  
Nun faßt zuweilen beim Spazieren  
den Menschen auch ein menschlich Nühren.

Ein Hund macht da nicht viel Geschrei,  
er hebt das Bein, schon ist's vorbei.  
Der Mensch indes, es sei geklagt,  
wird dabei oftmals sehr geplagt.

Er spürt, es wird nun unerträglich,  
er schaut betroffen und recht kläglich,  
ein dicker Baum ist schon gefunden  
und alle Scham wird überwunden.

Nun wird er bald erleichtert sein,  
doch trägt uns oftmals nur der Schein.  
Er schaut mit ängstlichem Gesicht,  
der Reißverschluss, er öffnet nicht.

Jetzt mit Gewalt die Hose auf,  
sonst nimmt das Schicksal seinen Lauf.  
Es gilt auf Brechen oder Biegen,  
es platzt die Naht und Knöpfe fliegen.

Dann sucht er - nun ihr werd's schon wissen -  
doch da ist jetzt das Hemd dazwischen.  
Er trappelt hin, er trappelt her,  
denn halten kann er's nun nicht mehr.

Im allerletzten Augenblick,  
da find't er das gesuchte Stück.  
Ein Bächlein rinnt zu seinen Füßen,  
nun kann ihn gar nichts mehr verdrießen.

Vorbei ist nun die große Pein,  
jetzt packt er alles wieder ein.  
Dann plötzlich stutzt er, glaubt an Wunder,  
der Reißverschluss geht rauf und runter.

Er schreit: „Oh, Scheißgelump verreckt's!“  
Das ist die Tücke des Objekts.  
Und die Moral von der Geschicht':  
Trau einem Reißverschlusse nicht!

## Die Flasche

Es fängt schon in der Wiege an,  
du liegst als Kleinkind in den Windeln,  
weil niemand dich verstehen kann,  
fängst du auf einmal an zu winseln.

Dann schreiest und plärst du wie verrückt,  
und schon wird dir – man soll's nicht glauben –  
'ne Flasche in die Hand gedrückt  
und läßt dich kräftig daraus saugen.

Die Flasche hat's dir angetan –  
zuerst kommt Milch und Honig raus,  
doch langsam wächst du dann heran,  
da hängt die Milch zum Hals dir raus.

Die Flasche, die bleibt dir erhalten,  
sie ändert sich nur in der Form,  
doch ist bei Jungen wie bei Alten  
die Konsumierung ganz enorm.

Du denkst, ich will's doch mal probieren,  
und nimmst die Bierflasch' in die Hand,  
es wird schon nichts dabei passieren,  
dann bringt's dich schier um den Verstand.

„Pfui Teufel!“, schreist du voller Schrecken  
und setzt die Flasche wieder ab.

„Daran kann man ja fast verrecken,  
wer das Zeug bloß erfunden hat?“

So nach und nach in ein paar Jahren,  
du bist inzwischen schon ein Mann,  
da hast du es sehr schnell erfahren,  
daß man sich dran gewöhnen kann.

Dann kommt der Schnaps, die böse Sorte!  
So mancher fiel darauf herein,  
ich rat dir, hör auf meine Worte:  
„Laß niemals dich sein Sklave sein!“

Wo eine leere Flasche steht,  
da kann ich dir Gewißheit geben,  
liegt regungslos und unbewegt  
meist eine volle gleich daneben.

Dann gibt's noch Flaschen, ich möcht' wetten,  
die sind gar voll bis oben hin,  
verziert mit falschen Etiketten,  
Betrug und Falschheit sind darin.

Die sind es, die uns jetzt regieren,  
und ohne Skrupel, ohne Scham  
das Volk ins Unglück manövrieren,  
und immer wieder sind sie dran.

Jetzt kommt die Red' auf eine Flasche,  
in ihr ist edler Rebsaft,  
und die steckt alle in die Tasche,  
weil sie dich froh und heiter macht.

Ob Riesling, trocken oder naß,  
vom Neckar oder Rhein,  
zuerst kommt alles in das Faß,  
dann in die Flasche rein.

Oh ja, mein Freund, ich rate dir,  
schütt' dir ein Gläschen ein.  
Das beste Lebenselixier  
ist eine Flasche Wein.



Aus meinem Leben:  
Träume vom Fliegen und von den Bergen

Es war ein extrem harter Winter, als ich am 12. Januar 1929 das Licht der Welt erblickte. Meine Eltern erzählten, daß die Innenwände der Wohnung auf der Kränzelstraße 24 in der Altstadt von Görlitz teilweise mit Eiskristallen besetzt waren. Später bezogen wir in der Bautzener Straße eine kleine Wohnung im 4. Stock, an die ich mich noch erinnere, besonders an mein kleines Reich in der angrenzenden Dachkammer. Ein kleines Fenster, nur 60 mal 60 Zentimeter groß, wurde zu meinem Lieblingsplatz erkoren, vor allem, wenn ich am Abend von dort aus über den Dächern der Stadt den Sonnenuntergang am Horizont beobachten konnte.

In der Ferne lag der Flughafen von Görlitz, man konnte das Kreisen und Landen der sich in Ausbildung befindenden Luftwaffenpiloten beobachten. Wir Burschen kannten bald alle Flugzeugtypen: die Doppeldecker, die Schulterdecker, ein- und zweimotorige Maschinen, die Arado, Klemm, Bückers Bestmann — und wie sie alle hießen. Oft sind wir zu Fuß oder mit dem Fahrrad an den Rand der Start- und Landebahn gefahren und haben, im Gras liegend, das rege Treiben dort beobachtet.

Einmal im Jahr gab es einen Flugtag und der Allgemeinheit war der Zugang zu den einzelnen Maschinen gestattet. Was war das für ein erhabenes Erlebnis, wenn wir kleinen Knirpse im Pilotensitz verschwanden und uns von den Piloten fachgerecht erklären ließen,

was mit dem Höhen- und Querruder alles geschieht — für das Seitenruder, das mit den Füßen bedient wird, waren unsere Beine noch viel zu kurz.

Wir alle träumten davon, in unermesslichen Höhen unsere Kapriolen zu drehen, gerade so, wie wir es zuvor von Ernst Udet<sup>16</sup> gesehen hatten. Hier erwachte auch in mir der Drang zum Fliegen.

Die Schulzeit nahte und bald schon brach der zweite Weltkrieg aus. Wir Buben mußten zunächst der staatlich verordneten Organisation Jungvolk und später — mit 14 Jahren — der Hitlerjugend beitreten. Alles war auf eine künftige militärische Ausbildung ausgerichtet. Aber es gab einen Lichtblick für mich: Man konnte sich zur Flieger-HJ melden, und ich durfte so meinem Traum vom Fliegen näher kommen.

In der Werkstatt lernten wir, wie ein leinwandbespanntes Segelflugzeug gebaut wurde. Die Wochenenden verbrachten wir auf den Jauernicker Bergen<sup>17</sup>, wo wir als Halte- und Startmannschaft fungierten. Die durchaus anstrengende Arbeit wurde durch die Aussicht auf die Bescheinigung der Segelflugtauglichkeit versüßt.

Eines Tages saß ich schließlich selbst in dem nach allen Seiten offenen Pilotensitz. Es war eines der schönsten Erlebnisse meines Lebens, als ich zum ersten Mal frei über der Erde schwebte und das Flugzeug selbst steuern durfte. Die erste Landung war erfolgreich und bald hatte ich auch meine A-Prüfung bestanden. Zur B-Prüfung fehlten nur noch ein paar Flüge, doch dazu sollte es nicht mehr kommen.

Wir wurden an die polnische Grenze zum Unternehmen „Barthold“ einberufen und mußten Schützenstellungen und Panzergräben bauen, die Front rückte immer näher. Ganz nebenbei erhielten wir eine militärische Ausbildung für den Fronteinatz, obwohl an den „Endsieg“ damals nur noch ein paar fanatische Parteifunktionäre glaubten.

Unser Lager wurde schon bald aufgelöst und ging in den Hitlerjugend=Volkssturm über. Görlitz wurde zur Festung erklärt, die gesamte Jugend verlegte man in das Protektorat Böhmen und Mähren. In Sichrow<sup>18</sup>, so erinnere ich mich noch, wurden wir im beschlagnahmten Schloß der Fürsten Rohahn einquartiert, das nun als Wehrtüchtigungslager diente.

Auch dort blieben wir nicht lange, wir wurden nach Marklissa am Queis<sup>19</sup> verlegt, einige Wochen später nach Hirschberg<sup>20</sup> und Krummhübel<sup>21</sup> im Riesengebirge. Unsere „Wanderung“ führte weiter hinauf zur Hampelbaude<sup>22</sup>, wo seinerzeit ebenfalls ein Wehrtüchtigungslager untergebracht war. Da bereits der Mai begonnen hatte, trugen wir unsere Sommeruniformen — kurze Hosen und Kniestrümpfe. Auf der Rammhöhe empfing uns ein heftiger Schneesturm, völlig durchgefroren und übermüdet erreichten wir die Hampelbaude. Wie freuten wir uns auf ein Essen und etwas Ruhe — aber nach einer halben Stunde erhielten wir einen neuen Befehl: Alle Neuankömmlinge mußten mit vollem Marschgepäck heraustreten und wieder ins Tal absteigen. Mit der Bahn ging es zurück nach Hirschberg in die Entlausungsanstalt, ob mit oder ohne Laus — Befehl war Befehl.

Die Entlausungsanstalt war völlig überfüllt, so verbrachten wir die ganze Nacht dort, an Schlaf war nicht zu denken. Wir selbst sowie unsere Kleidung wurden entlauset und am nächsten Morgen ging es zurück nach Krummhübel, erneut hinauf zur Hampelbaude. Endlich bekamen wir etwas zu Essen und durften uns ausruhen.

Am Abend hieß es dann erneut: „Alles raustreten!“ Wir wurden mit Waffen beladen, vom Karabiner bis zur Panzerfaust, jeder mußte soviel tragen wie er konnte. Bei Einbruch der Dunkelheit stiegen wir den schmalen Steig zur kleinen Teichbaude hinab. Die Schlöffer der Karabiner wurden abgezogen und die Waffen im Teich versenkt. Wir wußten damals noch nicht, was das zu bedeuten hatte.

Am nächsten Morgen erhielt die gesamte Mannschaft den Befehl, ins Tal hinabzusteigen — ausgerüstet mit einer Wolldecke und einer Garnitur Wechselunterwäsche. Zwei Pferdewagen — einer von einem Pferd und einer von uns gezogen — waren mit Proviant und anderem Gepäck beladen. Man schrieb den 8. Mai 1945, und wir hatten keine Ahnung wohin es gehen sollte.

Erst als wir an den Dorfbewohnern vorbeimarschierten, erfuhren wir von der Kapitulation. Unser Marsch ging weiter, bergauf und bergab durch das Riesengebirge, stets die Angst im Nacken, von tschechischen Partisanen überfallen zu werden. In der Nacht erreichten wir einen Kamm auf dem wir uns niederließen und erschöpft einschliefen.

Am nächsten Morgen wurde uns beim Apell mitgeteilt, daß an der anderen Seite des Rammes, auf dem

wir uns befanden, die Amerikaner zu erwarten seien, während die Seite von der wir aufgestiegen waren, den Russen zugesprochen sei.

Ein kleines Feuer wurde entfacht, in das jeder sein Rangabzeichen und verräterische Papiere hineinwarf. So mußte ich mich von meinem Flugbuch verabschieden, auf das ich so stolz war.

Der Abstieg ins Tal begann, und als wir die Straße nach Spindlermühle<sup>23</sup> erreichten, zogen Kolonnen deutscher Soldaten an uns vorbei — motorisiert, mit Pferdewagen oder auch zu Fuß. Wir marschierten weiter zur Spindlerbaude und hofften, auf Amerikaner zu stoßen.

Nach einer Weile entdeckten wir auf der Straße Fahrzeuge — mit roten Fahnen! Bald hielt ein Wagen vor uns, und ein Schwergewichtiger, russischer Offizier stieg aus. Nach allem, was man uns beigebracht hatte, rechneten wir nun damit, daß unser letztes Stündchen geschlagen habe. Der Offizier kam auf uns zu und sprach in sehr gutem Deutsch außerordentlich freundlich zu uns: „Krieg kaputt, geht nach Hause zu Vater und Mutter.“ Er ermahnte uns noch, nicht alleine zu gehen, sondern zu dritt oder zu viert — wegen der Partisanen.

Als wir nun den Weg, den wir gekommen waren, wieder hinaufstiegen, trafen wir auf zwei Soldaten, die ebenfalls nach Hause wollten. Glücklicherweise nahmen sich diese unser so väterlich an, daß ich ihnen mein Leben lang dankbar sein werde. Mit ihrer Fronterfahrung bewahrten sie uns vor weiteren Schwierigkeiten, in die wir zweifelsohne geraten wären.

Auf einer Anhöhe durchsuchte eine russische Kontrollgruppe uns nach Waffen. Wir sahen zwei Männer auf dem Boden liegen, die man durch einen Genickschuß getötet hatte. Sie hatten sicherlich Waffen bei sich gehabt — wir anderen durften unbehelligt unseren Weg fortsetzen.

Unter der Obhut der beiden Landser umgingen wir, wenn möglich, Posten und Brücken; etwa eine Woche waren wir unterwegs, bis wir uns in der Nähe von Sörlitz trennten.

Nun mußte ich auf den Trümmern einer gesprengten Brücke die Reize überqueren, die Landeskronen — unser Sörlitzer Hausberg — begrüßte mich. In einem vorbeiziehenden Flüchtlingszug entdeckte ich eine Nachbarin, die keine guten Nachrichten für mich hatte: Bei der Sprengung eines Speichers sollte unser gegenüberliegendes Haus ebenfalls zerstört worden sein. Gott sei Dank stellte sich heraus, daß dem nicht so war, das Haus und unsere Wohnung waren intakt und auch meine Mutter und meinen Bruder fand ich gesund und munter vor. Mein Vater befand sich noch in russischer Gefangenschaft, so mußte ich zunächst seine Stelle einnehmen und für die Ernährung der Familie sorgen. Mein Onkel vermittelte mir eine Arbeit als Bauhilfsarbeiter, und so überstanden wir auch diese schwierige Zeit.

Ein Zufall führte mich später in eine kleine Maschinensabrik, in der noch „normal“ gearbeitet wurde. Ich bat den zuständigen Meister, ob ich dort meine durch den Krieg unterbrochene Lehre beenden könne — bereits am nächsten Tag durfte ich anfangen. Dort traf ich auch



einige von meinen Kameraden aus der früheren Lehrstelle wieder. Das Betriebsklima war sehr kameradschaftlich und die Arbeit machte viel Freude. Gemeinsam hielten wir nach vollendeter Lehrzeit unseren Sacharbeiterbrief als Maschinenschlosser in den Händen.

Seinerzeit hörten wir so manches darüber, daß im Westen die Lebensbedingungen viel besser sein sollten; so hatten die meisten den Wunsch, sich dorthin abzusetzen. Von einem Freund erfuhr ich, daß es am 20. Juni 1948 in Westdeutschland eine Währungsreform geben sollte. Schweren Herzens verließen wir zu dritt unsere Heimatstadt Görlitz, um auf abenteuerlichen und nicht ungefährlichen Wegen die Grenze illegal zu überqueren.

Nach einer Odyssee mit glücklichem Ausgang landeten wir im Ruhrgebiet, wo wir durch die liebevolle Unterstützung von Freunden meiner Eltern sofort Arbeit bei Krupp fanden. Schon bald konnte ich meiner Familie in Görlitz — mein Vater war bereits vor meinem Weggang aus der Gefangenschaft zurückgekehrt — Pakete mit Lebensmitteln schicken, die es im Osten kaum gab.

Die Jahre vergingen und ich begriff mehr und mehr, was die Nazi=Diktatur angerichtet hatte. Ich engagierte mich daraufhin in der Gewerkschaft, nahm an politischen Bildungskursen der Volkshochschule teil und versuchte, dazu beizutragen, daß es in der Gesellschaft friedlicher und sozial gerechter zugeht. Dafür opferte ich einen großen Teil meiner Freizeit.

1950 gründete ich dann eine Familie, ein Sohn und zwei Töchter wuchsen heran.

Landschaftlich hat es mir im Ruhrgebiet vom ersten Tag an nicht gefallen: Da waren die vielen Hochöfen, Fördertürme und Schornsteine — dazu die flache Landschaft ohne Berge und Wälder.

1972 konnte ich bei einer Tochterfirma von Krupp anfangen zu arbeiten und übersiedelte mit meiner Frau und den Töchtern nach Altbach in Baden=Württemberg — in eines der landschaftlich schönsten Gebiete Deutschlands. Mein Sohn war damals schon verheiratet und blieb seiner rheinischen Heimat treu.

Endlich konnte ich meine Jugendträume von Wanderungen in den Alpen erfüllen, war doch der Weg nach Österreich, Italien und in die Dolomiten nun nicht mehr so weit! Im Deutschen Alpenverein fand ich Anschluß an die Klettergruppe und konnte viele herrliche Bergtouren erleben — allein, mit der Familie oder in einer Seilschaft mit meinen Kameraden.

So kann ich auf ein erfülltes Leben mit all seinen Höhen und Tiefen zurückblicken. Materielle Güter habe ich mir nicht erworben, dafür erhielt ich aber den größtmöglichen Reichtum einer glücklichen, harmonischen Familie, in der man sich aufeinander verlassen kann. Unvergessliche Erlebnisse im Urlaub, bei Berg= und Klettertouren, auf Familienfesten oder auch am Arbeitsplatz mit Kollegen sind sicher wertvoller als Gut und Geld. Dafür danke ich meinem Herrgott und auch für die Gabe, schreiben und musizieren zu können und mit Humor anderen Menschen ein wenig Freude zu bringen.

Horst Ziegert im August 2010